

# Ueber Selbstlauter und Farben.

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik**

Band (Jahr): **1 (1854)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-176886>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

arten sich endschlüssig herausstellte und die Unterabtheilung der Mundarten sich auf sieben und zwanzig zergliederte. Paul Trömel in seiner „Literatur der deutschen Mundarten“ stellt 23 Mundarten auf, zwischen denen mehrere Varietäten inneliegen; die Mundarten Siebenbürgens und Ungarns, Finnlands und Esthlands trägt er eigens nach. Es wäre hiedurch ein Gesetz gefunden, das aufklärend weit in die Geschichte zurückgriffe und sich schon in der griechischen Sprache nachwies, die aus drei Mundarten (äolisch, dorisch, jonisch) zur attischen Gesamt- und Schriftsprache erwuchs.



## Ueber Selbstlauter und Farben.

Es ist längst allenthalben die Nothwendigkeit anerkannt, daß sich Dialekt-Dichter und Sprachforscher über eine gleichheitliche Schreibweise der verschiedenen Sprachlaute verständigen, weil nur eine solche Gleichheit die Vergleichung der Dialekt-Verwandtschaften und Abweichungen ermöglicht, mindestens sehr erleichtert. Poetische Produkte in mundartlicher Sprachweise haben meist nur die Bestimmung der Unterhaltung in provinziellen Kreisen, — ihnen ist darum die präzise Lautirung entbehrlicher, weil die Leser mit dem Dialekte bereits vertraut sind; — anders verhält es sich mit sprachwissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere mit Untersuchungen über die Mundarten. Seither hat sich jeder Forscher möglichst zu behelfen gesucht und sich ein eigenes System der Lautbezeichnung geschaffen, in das sich der gelehrte Genosse oder Leser einzustudiren und zurechtzufinden hatte. Es ist vom Gelehrtesten nicht zu erwarten, daß er mit den gesammten Mundarten Deutschlands durch's Ohr vertraut ist, — mit den meisten werden es die Meisten durch die vermittelnde Schrift, durch's Auge.

Wie kann aber das Auge richtig vermitteln, gleichsam hören, wenn die Schreibweise oder Lautabweichungen nicht eine consequente — eine allgemein verständigte ist? Einen derartigen Verständigungsweg vorläufig anzubahnen, beabsichten wir nachstehende Auseinandersetzungen und gehen hiebei von einer Analogie aus, welche schon ander Orts angedeutet, aber nicht mit allen Con-

sequenzen bisher verfolgt worden ist. Der Vokalismus der Sprache ist dessen Seele — hauptsächlich auf ihm beruht die charakteristische Originalität eines bestimmten Idioms für dessen Lautbarwerdung. Er ist dasselbe, was die Färbung in der Natur ist. Wie kein Gegenstand in der Natur farblos — so ist kein Wort, kein artikulirter Laut vokallös; der Vokal, Selbstlauter, ist sonach die charakteristische Seele des Wortes; die Zeichnung des Wortkörpers — vielmehr Wortleibes, bilden die Mitlauter, Consonanten. Was in der lebenden Sprache Wortleib — das ist in der Schrift Wortkörper. Um die Fixirung des hörbaren Wortleibes in den schaubaren Wortkörper handelt es sich in der Schrift, vor Allem aber um die richtige Erscheinung der Wortseele in ihrer speziellsten Farben-Schattirung.

Wir wollen es nun versuchen, ein Farbensystem für unseren Zweck zu erbauen und davon die Analogieen für das Vokalsystem zu ziehen. Dem Farbensystem senden wir vorerst die Bemerkung voraus, daß weiß und schwarz streng und systematisch genommen keine Farben sind, weiß, eigentlich farblos, ist das positive Licht, schwarz die negative Finsterniß. Sie dienen in der Farbenmischung zur Aufhellung oder Abdunkelung der übrigen reinen oder gemischten Farben; sie bewirken in der Farbewelt den Eindruck für's Auge, welchen dur und moll in der Musik für's Ohr hervorbringen. Wir werden bei der Systematisirung der Vokale auf zwei Buchstaben treffen, welche der Sprache denselben Dienst leisten, und auf deren Verwendung hauptsächlich die charakteristische Seelenfärbung einer Sprache, — oder einer Mundart mit beruht. Wie die Musik auf dem Dreiklang der Töne sich erbaut, — so sind es auch drei Grundfarben, auf denen das ganze Farbensystem beruht, und diese reinen Grundfarben sind: roth, gelb und blau; aus ihren einfachen Mischungen zu Hälften entstehen die reinen Mischfarben roth + gelb = orange, gelb + blau = grün und blau + gelb = violett. Mit und nach dem Vorschlagen der einen oder andern Hauptfarbe wären die abgestuften Mischfarben am richtigsten zu bezeichnen: gelborange u. rothorange, gelbgrün und blaugrün, rothviolett und blauviolett. Alle diese Farben nach der Skala liegen zwischen dem weißen Lichte und der schwarzen Finsterniß mitten inne und erfahren durch Weiß ihre Aufhellung, durch Schwarz ihre Abdunkelung, d. i. Brechung. — Diesen Farben und ihrem also gewonnenem System entsprechen die Vokale.

„Wie in der Sprache überall, sagt J. Grimm und weist nach, — waltet auch für den Vokalismus Trilogie. Aus drei Vokalen stammen alle übrigen.“ Er nennt nun die drei Grundvokale A, I, U. Wir weichen von ihm ab und bezeichnen: A, I, O als die Grundvokale, welche nach dem Ge-

fühle den drei Grundfarben roth, gelb und blau entsprechen, und stellen e parallel mit weiß, u mit schwarz. Wie nun durch die Mischung von je zwei Grundfarben die einfachen Mischungsfarben orange, grün und violett entstehen, so bilden sich aus der Verschmelzung je zweier Grundvokale die reinen Diphthonge, Doppel-, vielmehr Misch-Selbstlauter. Die Aussprache gibt sie in Eins vereinigt, die Schrift stellt sie nebeneinander. Wir bekommen aber hiedurch zwei Diphthongen-Reihen  $a + i = \overline{ai}$ ,  $o + i = \overline{oi}$ ,  $o + a = \overline{oa}$  und  $i + a = \overline{ia}$ ,  $i + o = \overline{io}$ ,  $a + o = \overline{ao}$ . Bei der zweiten Reihe treten aber zwei eigentliche Fälle ein. Erstlich das i verwandelt sich vor jedem Vokal in den anlautenden Halbvokal: j, mit wenigen Ausnahmen in Mundarten, wovon wir unten Beispiele anführen werden. Der Doppelselbstlaut  $ao$  aus  $a + o$  ist der reinere  $au$ -Laut des Vokalismus. Der andere verwandte Laut aus  $a$  und  $u = \overline{au}$  erschien in der alten Sprache, der er eigenthümlich zugehört, als  $oo$  ausgesprochen, und bloß als  $au$  geschrieben, d. i. im Gothischen, z. B. nach Schmellers Gram. § 18 in der Anmerkung heißt es: „Ulfila hat: *daupjan*, *galaubjan*, *kaupon*; und daneben schreibt er: *Gaulgautha*. *Apau-stanulus* für *Golgatha*, *Apostolos*.“ Dieses gothische  $Au$  des Ulfilas entspräche nach unserm Farbensystem dem roth + schwarz = braun, d. i.  $a + u = \overline{au}$  und nicht dem  $a + o = \overline{ao}$ , d. i. roth + blau = violett. Violett aber ist eine Mischung und braun bloß eine Abdunklung.

Zwischen Abdunklung und Tiefung aber ist ein großer Unterschied. Dieß führt uns zu einer weiteren Verfolgung des Systems. Jeder Vokal kann, abgesehen von der Mischung, andere Veränderungen erfahren: eine Hö h u n g oder Tiefung, und, wie Oben angedeutet, eine Hellung oder Dunkelung, eine Schärfung oder Stumpfung; diese Veränderungen haben qualitative Folgen oder auch quantitative gleich der Kürzung oder Dehnung der Vokale.

Das A z. B. erscheint als kurzes  $a$ , als hohes  $\acute{a}$  (im Dialekt statt  $ae$ ) oder als langes  $\overline{a}$ , in der Schrift bezeichnet durch Verdoppelung  $aa$  oder durch den angehängten Aspiranten  $ah$ ; das  $a$  tieft sich aber auch stufenweise ab von  $\acute{a}$  bis zum  $o$ , insbesondere in den verschiedenen Mundarten. Diese Wandlungen erfährt es unter andern zumeist in dem Worte auch durch alle Dialekte, z. B. altbayerisch:  $\acute{a}$ , oberpfälzisch:  $\overline{a}$ , im bayerischen Wald:  $o$ , schwäbisch und allemanisch:  $au$ , schweizerisch:  $u$ .

Bei der Bezeichnung der Kürzung und Dehnung der einfachen Vokale müssen wir aber auch  $e$  und  $u$  in die Reihe bringen, denn auch sie unterliegen dem quantitativen Wechsel, so daß fünf kurze  $\acute{a}$ ,  $\acute{e}$ ,  $\acute{i}$ ,  $\acute{o}$ ,  $\acute{u}$ , und fünf lange  $\overline{a}$ ,  $\overline{e}$ ,  $\overline{i}$ ,  $\overline{o}$ ,  $\overline{u}$  erscheinen, welche aber die Schrift meist durch

Doppelung bezeichnet: *aa*, *ee*, *oo*, *i* und *u* erscheinen nicht verdoppelt nach dem bisherigen Schriftgebrauche.

Neben den reinen Diphthongen *ai*, *oi*, *oa*, die wir oben angeführt, kommen nun auch jene Vokale in Betracht, welche durch Aufhellung oder Abdunklung entstehen. Die Abdunklung geschieht mit *u* und es bilden sich die Diphthonge *au*, *iu*, *ou*, aber in den Dialekten auch die umgekehrten *ua*, *ui* und *uo*; endlich *eu* und *ue* = *ü*. Wollen wir sie mit Farbenmischungen bezeichnen, so entsprechen sie der Reihe nach dem Rothschwarz, Gelbschwarz, Blauschwarz; dem Schwarzroth, Schwarzgelb, Schwarzblau; dem Weißschwarz und Schwarzweiß (Grau).

Die Aufhellung mit *e* betreffend, so bilden sich die Laute *ae*, d. i. *ü*, das aber z. B. im bayerischen Dialekte nie vorkommt, der an dessen Stelle immer das hohe *ä* hat, aber auch die umgewendete Mischung als Diphthong: *ea*, wo das *a* statt des Halbvokals *r* erscheint, z. B. da *Bea*, statt der *Bär*. — Die Aufhellung des *i* durch *e* ist gleichfalls eine doppelte, je nachdem *e* vor, *ei*, oder nach dem *i*, erscheint: *ie*, wo es nur die Dehnung des *i* bewirkt. Die Aufhellung des *o* durch *e* vertieft das *e* in *oe* = *ö*; die umgewendete Mischung diphthongisirt sich meines Wissens in den Dialekten nicht.

Aus dem hiemit gewonnenen Lautschema läßt sich leichtlich die Lautscala entwerfen, die quantitative wie qualitative. Die gesammten Dialekte werden so ziemlich diesen ganzen Lautvorrath erschöpfen und hinwieder zur schriftlichen Bezeichnung derselben ausreichen, den Dialektsdichtern aber muß es nach Gefühl und nach der Feinheit des Gehörs überlassen bleiben, die richtige Bezeichnung für jedweden Laut zu wählen und zu treffen. Das Analogon der Farben aber soll der Phantasie behilflich sein, sich die Lautfärbungen zum Bewußtsein zu bringen. Wir beabsichtigten einstweilen nur anregend für die zu stellende Aufgabe zu wirken, an der wir mit Andern fortbauen wollen, um allmählig das Ziel einer consequenten Schreibweise zu erreichen. Das Vokalschema mit den Wortbeispielen werden wir im nächsten Hefte nachfolgen lassen, — später aber auch die Consonanten auf ähnliche Weise in's Auge fassen. — Eine andere Aufgabe wird es dann wieder sein, die Geseze der Vokalumwandlungen in den Mundarten zu erörtern, wie sie J. Grimm für die verwandten alten Sprachen so geistreich und kenntnißvoll entwickelt hat (Gesch. der deutschen Sprache. II. Aufl. I. Bd. S. 191 — 208). Doch ist bei alledem nicht zu vergessen, daß, wie die Natur bei ihren Farbenbildungen mit einer gewissen Freiheit zu Werke geht, auch die Sprachbildung auffer

den bedingenden Einflüssen eine freie Bewegung der Fortbildung sich bewahrt, welche sich in überraschenden Anomalien ausprägt; daß daher, wie die Farben unbenennbare Schattirungen und Abwechslungen hervorbringen, auch in den Sprachen, zumal in den Dialekten Tondifferenzen vorkommen, welche sich durch die Schrift kaum mehr ausprägen lassen; wir führen z. B. die Triph-  
tonge an, welche einzelnen Mundarten und Mundspielarten eigen, z. B. das oberpfälzische *eian*, im Zeitworte *g'wēian*, gewesen, das nur durch singenden Vortrag ausgesprochen werden kann.



# I d e e n

über die

## Vergleichung der Mundart mit der Schriftsprache in der Volksschule

von

Dr. Adolph Gutbier in München.

Als ich im vorigen Jahre mein deutsches Sprachbuch, als Grundlage des vergleichenden Sprachunterrichtes, in Commission der von Jenisch und Etage'schen Buchhandlung in Augsburg, veröffentlicht hatte, in welchem von mir die Ansicht aufgestellt worden ist, daß schon auf der untersten Stufe der Volksschule der vergleichende Sprachunterricht beginnen könnte, wenn man das mundartliche Element in das Bereich des Unterrichtes zöge, war ich so glücklich, den Beifall vieler Schulmänner in Bezug auf diese Ansicht zu ernten; ja selbst einer unserer ersten deutschen Sprachforscher zollte mir seinen Beifall, bezweifelte jedoch, wie auch erstere, daß das von mir gelieferte Material schwerlich von irgend einem Schulmanne so benützt werden möchte, wie ich es wünsche, theils weil meine aufgestellte Ansicht ganz neu sei, theils weil ich in meinem Sprachbuche mich nicht ausführlich über diesen Gegenstand ausgesprochen habe. Da nun zu dieser Zeit Herr Professor Bernclafen den mund-